

# Nachhaltige Entwicklung als kulturelle Herausforderung

Eva Leipprand

Die Osterinsel – mitten im Pazifik gelegen, war ein Paradies, mit riesigen Palmen bewachsen. Um 900 n. Chr. erreichten die ersten Menschen, Polynesier, die Insel. Sie lebten ohne Sorgen, bauten seetüchtige Kanus, legten Felder an, ernährten sich von Vögeln und Fischen, waren fruchtbar und mehrten sich. Sie entwickelten eine blühende Kultur, eine Theokratie mit klaren Regeln für die Gemeinschaft. Sie schlugen riesige Steinskulpturen aus den Felsen und stellten sie auf, als Zeichen der Bedeutung ihrer Häuptlinge, und da es verschiedene Sippen gab, entstand ein Wettbewerb um die größten Figuren, die mit Hilfe von viel Palmenholz transportiert und aufgerichtet wurden. 800 Jahre später betraten die ersten Europäer die Insel, Captain Cook mit seiner Schiffsbesatzung. Sie trafen auf eine erschreckende Szenerie. Es gab keinen einzigen Baum mehr und nur noch wenige Bewohner in einem elenden Zustand. Und Ratten. Dazu unzählige gigantische Skulpturen, einige noch aufrecht, die anderen umgefallen und zerbrochen. Diese Geschichte erzählt Jared Diamond in seinem Buch »Collapse«; darin schildert er Kulturen, die aufgrund selbstverursachter Umweltschäden unter Druck gerieten und untergingen.

Hier muss zunächst der Begriff »Kultur« definiert werden: »Kultur« wird meist in zweierlei Bedeutung verwendet – im weiteren Sinne als der Gesamtkomplex, der Religion, Wissenschaft, Kunst, Moral, Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche enthält, das, was der Mensch als Teil einer Gesellschaft erlernt und auch an die nächsten Generationen weitergibt. Die Kultur bestimmt die Art und Weise, wie er sich in der Welt heimisch macht. Kultur im engeren Sinne (die Künste) liefert die Bilder, Erzählungen, Musik, Tanz, auch Design und Architektur, mittels derer die kulturellen Kodierungen geschaffen, erhalten oder verändert werden können. Das ist die Sprache, mit der eine Gesellschaft über sich selbst reflektiert. Hier entstehen und vergehen die Symbole und Wertsysteme, die Normen, die unsere Gesellschaft bestimmen und zusammenhalten.

Bei Diamond geht es um Kultur im weiteren Sinne. Er beschreibt in seinem Buch auch, wie manche Kulturen es schaffen, sich an eine veränderte

Situation anzupassen und damit zu überleben (z.B. Japan mit seinem Aufforstungsprogramm im 16. Jahrhundert; Holland als Polderland; die Inuit als Jäger und Fischer unter extremen Bedingungen).

Sehen wir uns unsere eigene Gesellschaft an. Es geht uns gut, wir haben uns in den letzten zweihundert Jahren rasant vermehrt, wir haben eine blühende Kultur geschaffen. Mit unserem Erfindergeist optimieren wir unablässig unsere Lebensbedingungen. Wir glauben an das Wachstum, wir produzieren immer mehr, mehr Autos, mehr T-Shirts, mehr iPhones, und dabei verbrauchen wir unsere Ressourcen, bringen die Gletscher zum Schmelzen, den Meeresspiegel zum Steigen, und es ist durchaus vorstellbar, dass, wenn es in zweihundert Jahren Außerirdische auf diesen Planeten verschlagen sollte, diese sich ähnlich wundern müssen wie seinerzeit Captain Cook auf der Osterinsel. Wie konnten die nur so dumm sein?

Wir müssen aber annehmen, dass die Männer, die auf der Osterinsel die Bäume fällten, so lange, bis keiner mehr übrig war, keineswegs dumm waren, sondern in ihrer Kultur verhaftet; dass sie in der Gewissheit handelten, das Richtige zu tun. Auf jeden Fall fiel ihnen nichts anderes ein. Und genauso ist es heute. Wir wissen ja eigentlich alle irgendwie Bescheid, dass wir ein Problem haben, ein ziemlich großes sogar. Aber irgendwie will uns nichts anderes einfallen, als was wir schon immer gemacht haben.

Es gibt eine Kluft zwischen Wissen und Handeln, und diese Kluft ist auch und wesentlich eine kulturelle. Wir nehmen unsere Umgebung und unser eigenes Handeln nicht objektiv wahr, sondern durch die Brille unserer kulturellen Vorstellungen. Diese Vorstellungen waren ein Wettbewerbsvorteil in der Evolution. Sie haben unsere Art ungeheuer erfolgreich gemacht, mit 7 Milliarden beherrschen wir die Welt. Aber genau durch diesen Erfolg hat sich die Situation grundsätzlich verändert. Und nun sind es eben diese Vorstellungen, die uns blind machen; sie hindern uns daran, zu erkennen, was wir jetzt tun müssen, um unsere Zukunft zu sichern. Da können uns die Naturwissenschaftler noch so viel Zahlenmaterial aufhäufen, wir sind bislang nicht in der Lage, adäquat zu reagieren.

Eva Leipprand (Jg. 1947) ist Autorin und Politikerin. Sie war zwischen 1996 und 2002 Stadträtin in Augsburg, zwischen 2002 und 2008 Bürgermeisterin und Kulturreferentin der Stadt Augsburg. Sie ist Vorstandsmitglied im Kulturausschuss des Bayerischen Städtetags und Mitglied im Sprecherrat der KuPoGe.



Der Sozialpsychologe Harald Welzer beschreibt in seinem faszinierenden Essay »Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam« das menschliche Gehirn als ein »biokulturelles Organ«, »dessen Entwicklungsbedingungen nicht allein biologische, sondern immer auch kulturelle sind.« Es kommt nicht nur auf unsere Gene an, sondern auch darauf, was wir denken. »Lebenswelten sind nicht nur durch materielle und institutionelle Infrastrukturen bestimmt, sondern auch durch mentale«. Welzer legt dar, dass die Vorstellung von immerwährendem Wachstum erst mit der Industrialisierung entstehen konnte, mit der ständig steigenden Nutzung fossiler Energien. Infolgedessen begann auch der Mensch sich selbst als ein Wesen zu verstehen, das immerfort wachsen muss, das sich selbst nicht genügt, sondern sich unter Druck setzen, etwas aus sich machen muss. Dem mittelalterlichen Menschen wäre diese Vorstellung fremd gewesen. Heute ist nichts jemals fertig, die Arbeit hört niemals auf. Wir alle können das an uns selbst beobachten. Das ist die Mentalität des homo oeconomicus. Insbesondere in der Nachkriegszeit wurde Wachstum zum entscheidenden Paradigma – nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch für den Staat, um die steigenden Bedürfnisse seiner Bürger befriedigen zu können. Stetiges Wachstum galt – und gilt bis heute – als Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit und Frieden. Und dabei verbraucht der Mensch die Ressourcen der Erde, zunächst da, wo er lebt, dann durch immer weiteres geografisches Ausgreifen, und jetzt, nachdem die Endlichkeit der Welt sichtbar geworden ist, zehrt er die Zukunft auf, die Chancen der kommenden Generationen.

Wollen wir diesen Prozess stoppen oder wenigstens verlangsamen, müssen wir uns mit den mentalen Strukturen des homo oeconomicus befassen. Wir brauchen einen kulturellen Wandel. Wichtig ist dabei zu sehen, dass diese mentalen Strukturen nicht gottgegeben sind. Dass sie in dieser krassen Form erst in den letzten zweihundert Jahren entstanden sind.

Dass der Mensch Denkmuster verändern kann, und zwar sehr schnell, können wir alle an uns selber feststellen – der radikale Wandel unseres Alltags innerhalb der letzten zwanzig Jahre, durch die Medien, das Privatfernsehen, die Allgegenwart von Computer und Internet, die Werbung mit ihren subtilen Botschaften vorgedrungen bis in den letzten Winkel. Die Dominanz des Ökonomischen, der flexible Arbeitnehmer, die Auflösung der Familien, die Ich-AG. Die Veränderung, die wir da erlebten, ist den neuen technischen Möglichkeiten geschuldet, aber auch *gemacht*, bewusst *gemacht* – und das ist entscheidend. Es sind ja viele daran interessiert, die Bilder einzuspeisen, die diese Entwicklung vorantreiben und beschleunigen.

Wenn man aber Denkmuster und Wertvorstellungen verändern kann, dann muss das ja auch in eine andere Richtung funktionieren, das ist die große Hoffnung. Seit Jahren wird auf die Bedeutung der Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung hingewiesen. Eine Transformation unserer westlichen Gesellschaften steht an, und diese Transformation, das ist inzwischen klar, verlangt einen grundsätzlich neuen, einen nachhaltigen Kulturentwurf.

Es ist, so denke ich, heute eine weltweite Suchbewegung erkennbar, nach Wohlstand ohne Wachstum, nach dem guten gelingenden Leben, nach dem mit Lust gestalteten Übergang vom industriellen zum solaren Zeitalter. Diese Suchbewegung lässt sich deuten als Element einer kulturellen Evolution, von der viele den Ausweg aus der Krise erhoffen. Die Front der Evolution heute ist nicht das Gen (für eine genetische Evolution haben wir gar keine Zeit), sondern das menschliche Gehirn, dieses »biokulturelle Organ«, wie Welzer es nennt. Und dieses Gehirn arbeitet und vernetzt sich weltweit. Das Internet spielt dabei eine wichtige Rolle. Kein einzelner Mensch, kein Unternehmen, keine Organisation, keine politische Bewegung überblickt das Ganze. Es ist mehr ein Suchen als ein Wissen.

Neben den Arbeiten von Harald Welzer hat mir dabei insbesondere das Buch von Tim Jackson geholfen: »Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt.« Dieses Buch zeigt die Verstricktheit des Menschen in die Wachstumskultur aus dem Blickwinkel der Wirtschaftswissenschaft. Denn in einer fatalen Parallele zum Wettbewerb in der Wirtschaft bestimmen Wettbewerb und Wunsch nach Neuem auch den einzelnen Menschen, und keineswegs zufällig. Jackson nennt das die »gesellschaftliche Logik« der Wachstumskultur.

Die Glücksforschung sagt uns allerdings: ab einem bestimmten Einkommen steigt das Glücksgefühl nicht mehr, im Gegenteil, es nimmt eher ab. Das heißt: wir rackern ganz vergeblich. Oder wie Jackson es ausdrückt: »Wir geben Geld aus, das wir nicht haben, um Sachen zu kaufen, die wir nicht brauchen, um einen Eindruck zu machen, der nicht anhält, auf Leute, die uns eigentlich egal sind.«

Wenn der Mensch im Hamsterrad des Wachstums nicht glücklich werden kann, was will er dann? Was braucht der Mensch, um ein gutes, gelingendes Leben zu führen? Jackson zählt die Elemente auf, die viele Forschungen und Umfragen belegen: Wohlstand in diesem Sinne bedeutet im Grunde ganz

Wenn der Mensch im Hamsterrad des Wachstums nicht glücklich werden kann, was will er dann? Was braucht der Mensch, um ein gutes, gelingendes Leben zu führen?

einfache Dinge. Der Mensch fühlt sich einigermaßen sicher und nicht durch zu große Ungleichheit zu einem ständigen Statuswettbewerb gezwungen. Er lebt in einer einigermaßen gerechten Welt und kann sich in seinen Fähigkeiten entfalten, zugleich aber als Teil einer Gemeinschaft fühlen; er kann darin eine Rolle spielen, indem er sie mitgestaltet und einen sinnvollen Beitrag zur gemeinsamen Aufgabe leistet. Leben und Arbeiten befinden sich im Gleichgewicht.

Ein gutes Leben für 7 Milliarden Menschen auf der Erde, das muss das große Projekt sein, dem wir alle unsere Kraft und Intelligenz und Kreativität widmen können. Ein gutes Leben für alle, innerhalb der ökologischen Grenzen des Planeten.

Wollen wir die eigene kulturelle Brille in ihren Beschränkungen erkennen, ist es ebenfalls hilfreich zu schauen, wie es die anderen Kulturen machen. Finden wir irgendwo Antworten auf die Fragen der Welt, die in der jetzigen Situation vielleicht besser passen als unsere? Die helfen könnten, ökologische Grenzen zu akzeptieren, unsere Aktivitäten der Endlichkeit des Planeten anzupassen? Kulturelle Setzungen wie »Macht euch die Erde untertan« oder »Seid fruchtbar und mehret euch« haben sich als überholt erwiesen; es lässt dagegen aufhorchen, wenn ein Staat wie Ecuador 2008 beschließt, die Rechte der Natur in die Verfassung aufzunehmen. Ist da vielleicht jemand klüger? Und verfügt über Bilder und Wertvorstellungen, die wir jetzt gerade brauchen?

Die Süddeutsche Zeitung brachte vor kurzem einen Artikel über die erstaunliche Entwicklung in Lateinamerika. Innerhalb von zwei Jahrzehnten hat man sich dort aus der dunklen Zeit der Diktaturen befreit und kann inzwischen auch wirtschaftlichen Erfolg verzeichnen. Der Kontinent habe offenbar, so der Tenor des Artikels, »den Wandel nicht in Nachahmung, sondern in wachsender Distanz zum westlichen Leitbild geschafft«. Lateinamerikas neue Konzepte zum »buen vivir« – dem guten Leben – sind dem westlichen Denken in vieler Hinsicht fremd; in der gegenwärtigen Werte- und Klimakrise könnten sie aber auch für Industrienationen Denkanstöße geben.

Es gibt einen Fächer der Optionen. Dies wird uns gerade angesichts des Arabischen Frühlings schmerzhaft bewusst. Wir haben die Revolutionen dort mit großer Sympathie begleitet. Aber wenn wir ehrlich sind, haben viele von uns ganz selbstverständlich angenommen, dass die Sehnsucht nach Freiheit, die sich dort Bahn brach, sich unserer westlichen Werte und Vorstellungen bedienen wird. Und nun ist von Scharia die Rede und von islamischen Banken, die keinen Zins nehmen dürfen.

Erstaunlich erscheint uns auch das kleine Land Norwegen in seiner Reaktion auf den Terrorangriff

eines Rechtsextremen am 22. Juli letzten Jahres. Da wurde nicht nach Vergeltung gerufen wie nach 9/11 in den USA, auch nicht nach mehr Sicherheit auf Kosten der Freiheit, wie bei uns. Dort stützte und tröstete man sich gegenseitig und hielt zusammen und demonstrierte mit Millionen von Rosen, dass man dem Terror keinen Raum geben wollte. In Oslo manifestierte sich ein Wir, das keinen Gegner braucht, ein Wir, das zusammensteht für ein gemeinsames Projekt.

So ein Wir brauchen wir auch für das große gemeinsame Zukunftsprojekt einer Nachhaltigen Entwicklung. Wie können die jetzt 7 Milliarden Menschen auf einem endlichen Planeten ein gelingendes Leben führen? Für dieses Projekt müssen wir Menschen weltweit alles zusammennehmen, was wir wissen – aus allen Kulturen, aus der Vergangenheit; mit dem Wissen und den Möglichkeiten von heute, mit aller verfügbaren Kreativität für die Zukunft. Das darf und soll nicht heißen, die eigene Kultur über Bord zu werfen. Im Gegenteil: Nur wer in der eigenen Kultur verwurzelt ist, kann sich anderen angstfrei öffnen. Auch unsere eigene Kultur ist Teil der weltweiten Vielfalt, von der die UNESCO-Konvention spricht, und verdient es, geschützt und bewahrt zu werden. Wenn diese Konvention die Vielfalt der Kulturen eine »Quelle des Austauschs, der Erneuerung und der Kreativität« nennt, dann regt sie auch an, in der Vielfalt die Einheit zu erkennen, das gemeinsame Interesse des globalen Wir. Das zu lernen und zu spüren, das eigene Unverwechselbare in Wechselwirkung mit dem großen Ganzen, das ist die Kulturleistung, die wir erbringen müssen.

Auch in der Kulturpolitik. Das kürzlich erschienene Buch »Der Kulturinfarkt« hat in ein kulturpolitisches Wespennest gestochen. Ich will gar nichts zu Sinn und Unsinn der Thesen dieses Buches sagen; ich will nur ein großes Versäumnis feststellen. Dieses Buch denkt nicht wirklich nach über die Aufgabe von Kulturpolitik, und von Politik überhaupt. Politik ist die Ebene, auf der wir diskutieren, wie wir leben wollen; die wichtigste Ebene, denn da wird über unsere Zukunft entschieden. Sie steht über dem Markt, denn auch dieser Markt muss dem guten Leben dienen. Kulturpolitik ist Mentalitätspolitik und die stärkste *soft power* überhaupt (Max Fuchs). Sie ist ein wirkmächtiges Politikfeld, das wir verantwortungsvoll nutzen wollen. Sie wird gebraucht für die große Transformation hin zu nachhaltigen Lebens- und Wirtschaftsweisen, sie muss Teil der integrierten Nachhaltigkeitsprozesse sein. Die Stadt, unser wunderbarer Tagungsgegenstand, ist dafür Raum und Spielfeld: Das Wir in der Stadt und das globale Wir verbinden. Einheit in der Vielfalt. Keine leichte Übung, aber eine notwendige, und heilsam gegen den Infarkt. Und eine große Aufgabe für uns alle.